

Gerhard Jäger

DER SCHNEE, DAS FEUER,
DIE SCHULD UND
DER TOD

Gerhard Jäger

DER SCHNEE, DAS FEUER,
DIE SCHULD UND
DER TOD

Roman

Blessing

*Für Andrea und Anna,
die mit mir zusammen die Geschichte
unseres Lebens schreiben.*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 by Gerhard Jäger

Copyright © 2016 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock/Kirill Smirnov

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-571-2

www.blessing-verlag.de

JETZT

Die Frau liegt am Boden. Im Schnee. Der linke Arm verdreht unter ihrem Körper. Keine Farben.

Sie hat keine Farben. Der Boden hat keine Farben. Alles ist schwarz und grau und weiß, nur schwarz und grau und weiß. Die Haare der Frau sind schwarz, die Kleidung grau, der Schnee weiß.

Nur nicht neben ihrer Schulter, da ist der Schnee schwarz. Schwarz von Blut.

»So viel Blut, so viel Blut«, flüstert der alte Mann und streift mit seinem riesigen Zeigefinger über das winzige Gesicht der Frau. Zärtlich, zitternd.

Dann greift er zu, nimmt die kleine Schwarz-Weiß-Fotografie mit dem gewellten Rand, die Fotografie mit der Frau im Schnee, mit der Frau ohne Farben, und steht auf. Es ist Zeit.

VOR SECHS TAGEN

Sonntag

»Ich sehe einen großen Vogel. Er wird dich nach Hause bringen an deinem achtzigsten Geburtstag.«

Es ist vierzig Jahre her, auf den Tag genau, dass diese Worte gesprochen wurden. Von einer Indianerin, über hundert Jahre alt, die Tochter des legendären Häuptlings Spottet Elk, der 1890 in dem Massaker am Wounded Knee erschossen wurde. So hat man es uns jedenfalls gesagt, vielmehr meiner Frau Rosalind, und deshalb schleppte sie mich an meinem vierzigsten Geburtstag zu dieser Indianerin.

»Du musst zugeben, sich von einer indianischen Seherin die Zukunft voraussagen zu lassen ist ein ganz besonderes Geschenk. Noch dazu von der Tochter von Spottet Elk. Das musst du dir mal vorstellen.« Ich stellte es mir vor, denn wenn es um Indianer ging, kannte meine Frau keinen Spaß.

Wie sich meine Frau dieses Treffen ausgemalt hatte, kann ich nur errahnen: Vielleicht hatte sie ein Zelt vor Augen gehabt, das Innere in ein fahles Licht getaucht, ein Feuer in der Mitte, seltsam riechende Kräuter, die zischend in den Flammen verbrennen, eine alte Indianerin, die trotz ihrer hundert Jahre mit erstaunlich geradem Rücken auf dem Boden sitzt, eine Trommel schlägt und mit kehliger Stimme uralte Lieder singt. Etwas in dieser Art. Aber ganz sicher keine Barackensiedlung und keinen Mann mit fettigen Haaren, nacktem Oberkörper und einer Bierflasche in der Hand, der die Tür öffnete und uns die freie Hand

entgegenstreckte, um das Geld in Empfang zu nehmen. Wie viel meine Zukunft kostete, hat mir Rosalind nie erzählt.

Der Mann führte uns in die Baracke, stickig, halbdunkel, ein plärrendes Radio, an der Wand ein dicker Polsterstuhl und darin, in Decken eingehüllt, ein uraltes menschliches Wesen. Er legte eine Hand auf meine Schulter. Ich verstand nicht, erst als er mit dem Kinn eine herrische Bewegung nach unten machte, wurde mir klar, was er wollte: Ich kniete nieder, während er meine Hand nahm und sie der alten Frau in den Schoß legte. In diesem Moment, in dieser schwülen Hitze, das laute Radio im Hintergrund und die Bierfahne des Mannes in meinem Nacken, fielen die magischen Worte: »Ich sehe einen großen Vogel. Er wird dich nach Hause bringen an deinem achtzigsten Geburtstag.«

Diese Prophezeiung machte mir keine Angst. Wenn man mit vierzig erfährt, dass man mit achtzig sterben wird, so ist das weit weg. Und am achtzigsten Geburtstag zu sterben hat irgendwie auch Stil.

Nach diesem Satz schien die Alte wieder in sich zu versinken. Ohne den Lärm des Radios wäre die Stille kaum auszuhalten gewesen. Ich wagte einen Seitenblick auf Rosalind. Sie stand etwa zwei Meter von mir entfernt, hatte eine Hand auf den Mund gelegt und fixierte einen imaginären Punkt an der Wand. Ich wartete, dann kam endlich wieder Bewegung in die Seherin. Sie nahm meine Hand, hielt sie ganz nah vor ihr Gesicht und suchte durch ihre dicke Brille hindurch nach meiner Zukunft. Schließlich führte sie die Hand zum Mund, streckte ihre Zunge heraus und leckte über meine Handinnenfläche. Sie verharrte kurz, ließ mich los und sagte etwas, was ich nicht verstand, was aber den Mann dazu veranlasste, vorzutreten und ihr die Flasche Bier zu reichen, die sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit ergriff und an die Lippen führte.

Der Mann sah mich an und sagte: »Zu heiß heute, die Geister sind müde, kann man nichts machen.«

Das war endgültig zu viel für Rosalind. Sie drehte sich abrupt um, stampfte zur Tür und verschwand. Ich blickte unsicher auf den Indianer, der bedauernd mit den Schultern zuckte. »Zu heiß, kann man nichts machen.«

Erst in diesem Moment wurde mir bewusst, dass ich noch kniete. Ich kam mir vor wie ein Idiot, stand verlegen auf, reichte dem Mann unsicher die Hand und verließ die Baracke.

Rosalind saß schon im Auto. Ich stieg ein, startete den Wagen und fuhr los. Mir war bewusst, wie heikel die Situation war. Indianer waren Rosalinds Leidenschaft, wie sie diesen Reinfluss nehmen würde, war nicht abzusehen. Nach einiger Zeit wagte ich einen Seitenblick, und etwas Wunderbares geschah: Unsere Mundwinkel verzogen sich nach oben. Wir lachten lauthals los. Dieses Lachen hatte etwas ungeheuer Befreiendes und war wirklich eines der schönsten Geschenke, die ich je zu meinem Geburtstag bekommen habe. Und das Vermächtnis dieser alten Indianerin hat in uns fortgewirkt. Der Satz »Die Geister sind müde« ging in das fixe Repertoire unserer Beziehung ein und hatte das Potenzial, schwierige emotionale Situationen im Nu zu entschärfen.

Aber das ist nicht die Geschichte, um die es geht.

Es ist trotzdem nicht verwunderlich, dass ich ausgerechnet jetzt daran denke. Es ist der siebte Mai 2006, mein achtzigster Geburtstag. Und ich sitze tatsächlich in einem dieser großen Vögel, ich sitze zwischen Himmel und Erde über einem nächtlichen Atlantik. Angst vor dem Tod habe ich nicht. Die Weissagung der alten Seherin hat eine andere Bedeutung für mich bekommen: Der Vogel wird mich nach Hause bringen, in das Land im Herzen Europas, in dem ich geboren wurde, in dem ich die ersten Jahre meines Lebens verbracht habe und in dem ich noch etwas klären möchte. Und so bin ich jetzt auf dem Weg: weißbärtig, dünnbeinig, mit zitternden Händen, und habe mich von einer rothaarigen Stewardess mit himmelblauem Kostüm und himmelblauem Lächeln auf meinen Sitz führen lassen.

Es ist weit nach Mitternacht, der Flug verläuft angenehm. Dafür habe ich auch gesorgt, ich habe einen Sitzplatz in der ersten Klasse gebucht. Ich denke, dass ich mir diesen kleinen Luxus gönnen darf, Rosalind würde mich verstehen. Zumindest bilde ich mir das ein. Seit wir nicht mehr zusammen wohnen, seit zwölf Jahren, verstehen wir uns viel besser. Ich gehe sie zweimal in der Woche besuchen, und das regelmäßig, immer am Mittwochnachmittag um halb drei und am Sonntagnachmittag um fünf. Die Zeiten habe ich mir nicht selbst ausgesucht, sie sind der Willkür der Fahrpläne geschuldet. Wie auch immer, wir haben uns daran gewöhnt. Ich lasse keinen der Termine aus, nur heute und die nächste Woche wird Rosalind vergeblich auf mich warten.

Auch der kleine Blumenhändler wird vergeblich auf mich warten. Er hat die blauen Kornblumen, die ich Rosalind seit zwölf Jahren mitbringe, jeden Mittwoch bereits hergerichtet. Sie liebt Kornblumen über alles, und ich empfinde das als angenehm, weil es mir erspart, immer einen anderen Blumenstrauß aussuchen zu müssen. Und so nehme ich jeden Mittwoch die Blumen vom Verkaufstresen, bezahle, gehe die hundert Meter, die noch zu gehen sind, und lege den Strauß auf Rosalinds Grab. Ich mache das das ganze Jahr. Auch wenn die Blumen im Winter kaum die nächste Nacht überstehen und in einem sehr heißen Sommer auch nur einen oder zwei Tage. Am Sonntag, der Blumenhändler hat natürlich geschlossen, werfe ich die Blumen vom Mittwoch weg. Montag und Dienstag ist nichts auf dem Grab. Ich denke mir, dass Rosalind das mag. So ist die Freude über die frischen Blumen am Mittwoch umso größer.

Auf dem Grabstein von Rosalind sind Flammen zu sehen: Flammen aus Blattgold, die unter ihrem Namen den Großteil des Grabsteins einnehmen. Das war der Wunsch von Rosalinds Schwester, die ich beim Begräbnis zum ersten Mal und danach

nie wieder gesehen habe. Trotzdem hat sie es in den Wochen nach Rosalinds Tod geschafft, mir am Telefon einzureden, dass es diese Flammen am Grabstein brauchen würde, als Symbol für das ewige Licht. Ich war so kraftlos, dass ich sie nicht einmal auf die schwierige Symbolik der Flammen in Bezug auf den grauenhaften Tod Rosalinds aufmerksam machen konnte. Aber letztlich war es mir auch egal, wie der Grabstein aussah, und außerdem, so tröstete ich mich, hätte Rosalind sich über das Feuer gefreut – in indianischem Sinne.

Irgendwo über dem Atlantik wird Essen serviert. Es schmeckt einigermaßen, aber ehrlich gesagt habe ich keinen Hunger, mir geht es mehr um die Ablenkung. Ich lasse mir zweimal etwas Wein einschenken, wohl wissend, dass mich nichts so müde macht wie Alkohol.

Ich habe mich gut auf meine Reise vorbereitet, Material gesammelt. In Zeiten des Internets ist das kein Problem. Man gibt einen Suchbegriff ein, in diesem Fall »Lawinewinter 1951«, und bekommt 27 000 Treffer in 0,47 Sekunden geliefert, wie mir mein Browser dienstfertig mitteilt. Ich verstehe das nicht, aber das muss ich auch nicht.

Ich habe mir Dutzende Fotografien und Artikel über diesen Winter, der in Amerika als Winter des Terrors bekannt wurde, ausgedruckt, die besten sind in meiner braunen Ledertasche, die als Handgepäck zwischen meinen Füßen steht. Die Ledertasche war ein Geschenk von Rosalind an meinem letzten Geburtstag vor ihrem Tod. Wir haben diese Festtage immer zu zweit, nie mit Gästen gefeiert. Wir haben keine Kinder, Rosalind hatte kaum Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie, ich gar keinen zu meiner. Ich kann mich nicht erinnern, dass unser zurückgezogenes Leben für einen von uns jemals ein Problem gewesen wäre. Im Gegenteil, wir wollten es so.

»Die Tasche ist aus Büffelleder! Echt indianisch«, sagte sie mit einem verlegenen Lächeln und drückte mir augenzwinkernd

einen zarten Kuss auf den Mund. Sieben Monate später war sie tot. Dieser Kuss war einer der letzten innigen und intimen Momente, die uns vergönnt waren.

Ich widme mich wieder meinen Unterlagen, lese einen Artikel über diesen Winter, der Geschichte geschrieben hat – und Geschichten. Die meisten sind traurig. Zweihundertfünfundsechzig Tote in Österreich und der Schweiz, weit mehr, als jeder andere Winter in den Alpen gefordert hat. Allein in Tirol wurden mehr als fünfzig Dörfer von abgehenden Lawinen getroffen, und genau dahin, nach Tirol, wird mich meine vermutlich letzte Reise auf diesem Planeten führen.

Ich kenne große Schneemassen aus meiner Kindheit in Wien. Ich erinnere mich vor allem an einen Winter, in dem alles weiß war, in dem alles stillzustehen schien, in dem eine traumhafte Ruhe und ein märchenhafter Zauber über der Millionenstadt lagen. Als Bub habe ich das geliebt. Und wenn ich heute an diese Zeit, an diesen Winter, zurückdenke, sind meine Erinnerungen schwarz-weiß. Ich frage mich oft, warum das so ist. Denke ich an eine Begebenheit aus meiner Kindheit im Sommer, ist das Gras grün, die Sonne gelb, die Donau blau. Aber jede Erinnerung an einen Winter ist schwarz-weiß. Als ob die Wucht dieser alten Schwarz-Weiß-Fotografien meinen Erinnerungen die Farben genommen hätte. Als ob ich mir einen Winter nur mehr als eine Ansammlung von Schwarz und Weiß und Tausenden Graustufungen vorstellen könnte. Ich habe Rosalind einmal davon erzählt. Sie hat gelacht und gemeint, dass mein Gehirn offenbar angefangen hat, Kräfte und Ressourcen zu schonen, weil Bilder in Schwarz-Weiß abzuspeichern weit weniger Kapazitäten brauchen würde als bunte.

Meine Stewardess – in der ersten Klasse wird einem das Gefühl vermittelt, dass die Stewardess nur für einen selbst da ist – erkundigt sich nach meinem Befinden. Das ist so weit in Ordnung, ich beschränke mich aber auf eine kurze Antwort, denn

ich bin mir noch nicht sicher, ob mein Deutsch schon so weit reaktiviert ist, dass eine einigermaßen fehlerlose Kommunikation möglich ist. Ich werde es noch früh genug erfahren.

Ich widme mich wieder meinen Unterlagen, einem Auszug aus einem Artikel, der die meteorologischen Verhältnisse erklärt, die damals zu der Katastrophe in den Alpen geführt haben. Schon der November 1950 brachte enorme Schneemengen. Anfang Jänner folgte der nächste Schnee, sodass zu dieser Zeit die doppelte, an manchen Stellen sogar die drei- bis vierfache Menge Schnee im Vergleich zu einem normalen Winter lag. Die Katastrophe kam in zwei Schüben: Mitte Jänner kam es zu einer Nordstaulage, und es schneite tagelang ohne Unterbrechung. Es lag so viel Schnee, dass manche Ortschaften bei Erkundungsflügen nicht mehr gesichtet wurden. Es folgten enorme Lawinenabgänge im gesamten Alpenraum. Damit nicht genug: Ein Warmwettereinbruch um den zwanzigsten Jänner ließ Regen bis auf zweitausend Meter fallen. Daraufhin donnerten ungeheure Nassschneelawinen selbst dort zu Tal, wo man sich vor Lawinen sicher fühlte.

Doch damit war die Katastrophe noch nicht vorbei: In der zweiten Februarwoche kam es zu einer Südstaulage. Wieder fielen enorme Mengen Schnee, Stürme taten ein Übriges, um die Situation zu verschärfen. Und wieder rasten die Lawinen zu Tal, rissen Menschen, Vieh und Häuser, Ställe, Stadel, Kapellen, Wälder und Brücken mit sich.

Ich betrachte noch ein paar Fotografien, auf denen ich längst jedes Detail kenne: die Schneemassen, die zerstörten Häuser, Männer mit langen Stangen, die die Lawinenkegel absuchen, aufgebahrte Leichen. Ich bleibe bei einer hängen, die mich immer sehr berührt, sie ist im *Spiegel*, der Nummer sechs aus dem Jahre 1951, abgedruckt: Kinder gehen mit Blumen und Kränzen in den Händen auf den Fotografen zu. Im Hintergrund ein völlig zerstörtes Haus, der *Spiegel* hat nur drei Worte darunter ge-

schrieben: »Blumen aufs Grab!« Und dann, der Wein hat offenbar seine Schuldigkeit getan, schlafe ich ein, irgendwo über dem Atlantik, in einem großen Vogel, der mich nach Hause bringen wird.

Das Flugzeug landet pünktlich in München, die Fahrt im vorbestellten Taxi nach Innsbruck verläuft ruhig. Mein Hotel habe ich mit Bedacht gewählt: in der Nähe des Tiroler Landesarchivs. »Fünf Minuten zu Fuß«, hatte mir die freundliche Dame am Telefon in einwandfreiem Englisch versichert. Das ist gut so, gut für einen alten Herrn, der nicht mehr allzu fit ist, aber in der Vergangenheit wühlen möchte.

Mein Zimmer ist erstaunlich groß. Eine schöne Aussicht habe ich mir gewünscht. Keine Ahnung, ob sie schön ist, die Dämmerung hat begonnen, graue Wolken hängen wie nasse Leintücher über der Stadt. Vielleicht morgen, vielleicht werde ich morgen die Berge sehen.

Obwohl ich nach der langen Reise übermüdet bin, schlafe ich schlecht in dieser ersten Nacht in den Alpen. Von der Straße herauf sind bis weit nach Mitternacht Autos, Stimmen, Schritte zu hören. Aber das ist nicht der wirkliche Grund, das ist mir klar. Der wirkliche Grund liegt mehr als fünf Jahrzehnte zurück.

VOR FÜNF TAGEN

Montag

Es sind fünf Minuten von meinem Hotel zum Landesarchiv. Ich habe zwei Stunden gebraucht. Nicht, dass die Zeitangabe falsch gewesen wäre oder ich den Weg nicht gefunden hätte. Einfach nur, weil ich die Zeit für mich brauchte. Ich schlenderte einige Schritte in diese Richtung, einige in die andere, ich beobachtete Passanten, Autos, blickte in die Auslagen der Geschäfte, suchte am immer noch mit Wolken bedeckten Horizont nach Bergen, die sich auch heute noch nicht zeigen wollten. Ich spielte mit dem Gedanken, einfach nicht hineinzugehen in das Archiv, alles ruhen zu lassen, stattdessen ein paar gemütliche Tage hier zu verbringen, gut zu essen, gut zu trinken, vielleicht ein gutes Konzert besuchen und dann wieder zum Flughafen, den Bergen und diesem Land Auf Wiedersehen sagen, endgültig. Eine solche Reise macht man in meinem Alter kein zweites Mal.

Aber schließlich stand ich doch vor der Tür des Landesarchivs. Stand da und wartete, unschlüssig, was ich tun sollte. Schon vor Wochen hatte ich per E-Mail angefragt, ob es in meiner Angelegenheit Unterlagen gebe. Es gab sie, wie mir eine Mitarbeiterin mitteilte. Sie werde alles für mich vorbereiten, versicherte sie, als ich meinen Besuch ankündigte. Und sie freue sich, es komme schließlich nicht jeden Tag vor, dass jemand aus Amerika komme, um Forschungen zu betreiben.

Jetzt also ist dieser Jemand da. Dieser Jemand aus Amerika, ein alter Mann, der unschlüssig an der Tür steht. Und dann

macht dieser Jemand, mache ich den Schritt, den entscheidenden Schritt, stoße die schwere Holztür auf und trete ein.

Ich brauche eine Weile, bis sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt haben. Vor mir ist eine Rezeption, dahinter eine Dame, die Haare streng zu einem Knoten zusammengebunden. Ich räuspere mich und habe Erfolg.

»Ja?« Die Dame schaut zu mir.

»Guten Tag«, sage ich, »ich bin angemeldet.«

Die Dame runzelt die Stirn, jemand nähert sich von der Seite.

»Mr. Miller?« Eine junge Frau, oder sollte ich sagen, ein Mädchen, kaum über zwanzig Jahre alt, mit blonden kurzen Haaren und einem rundlichen Gesicht, steht vor mir. »Wir hatten Kontakt.«

»Ja, ja, natürlich«, bestätige ich und komme mir lächerlich vor.

»Kommen Sie, ich habe alles hergerichtet. Das ist ja ungeheuer spannend, das mit Ihrem Cousin.«

Ich erinnere mich, dass ich ihr per E-Mail mitgeteilt hatte, Nachforschungen über meinen verschwundenen Cousin machen zu wollen, und folge ihr einen Gang entlang. Sie dreht sich alle paar Schritte um, wohl um sicherzugehen, dass ihr dieser alte Herr folgen kann. Irgendwie vermittelt sie den Eindruck, etwas auf dem Herzen zu haben. Und tatsächlich, während sie mir eine Tür in einen anderen Gang aufhält, sagt sie plötzlich, dass sie das Manuskript meines Cousins gelesen habe.

»Sind Sie mir böse?«

»Nein, nein.« Ich schüttele den Kopf.

»Es war so interessant, ich konnte nicht ...« Sie zuckt mit den Achseln, wirkt bekümmert, als hätte sie etwas Verbotenes getan.

»Am Telefon ... also, da sagten Sie ...« Ich suche nach Worten, um sie zu beruhigen, aber nur langsam scheint die deutsche Sprache zurückzukommen.

»Ja?« Sie schaut mich erwartungsvoll an, offenbar froh, dass ich irgendetwas gesagt habe.

»Also, Sie sagten etwas von den Polizeiberichten ...?«

»Ja, natürlich«, ein schüchternes Lächeln huscht über ihr Gesicht, »die Polizeiberichte, wegen dem Mord. Leider ist davon nicht mehr viel übrig, ich habe mich erkundigt, 1973 hat die Polizeistation gebrannt, in der sie im Keller gelegen sind.«

»Ja, leider«, sage ich, nur um irgendetwas zu sagen. Wir stehen mitten in einem dieser Gänge, und ich wünsche mir, dass sie weitergeht, endlich weitergeht, mich diese letzten Schritte auf diesem Weg führt, auf diesem Weg zu einem Geheimnis, das ich alter Narr lösen will.

Sie scheint noch auf etwas zu warten, doch als nichts mehr von mir kommt, wiederholt sie nur leise mein »Ja, leider«, dreht sich um, geht mir wieder voran und führt mich in einen Lesesaal. Unsere Schritte sind unangenehm laut. Zwei Tische sind besetzt mit zwei Herren, beide weißhaarig, aber trotzdem gute zehn Jahre jünger als ich, zumindest schätze ich das.

»Da hinten, direkt am Fenster, passt Ihnen der Platz?«, flüstert sie.

Ich nicke.

»Setzen Sie sich, ich hole Ihre Unterlagen!«

Sie geht den Weg durch den Lesesaal zurück. Ich warte, bis ihre Schritte verklungen sind. Plötzlich ist es sehr still. Das Rascheln einer Seite, die von einem der beiden Herren umgeblättert wird, wirkt unnatürlich laut. Weit entfernt, abgedämpft, wie ein Geräusch aus einer anderen Welt, das Hupen eines Autos. Ich setze mich nicht, gehe ein paar Schritte, vorsichtig und möglichst leise einen Fuß vor den anderen setzend, zu dem Regal an der Wand, das vom Boden bis zur Decke reicht. Bücher über Bücher über Bücher. Es dürfte sich um irgendeine historische Abteilung handeln. Die Bücher sind alt, was man nicht nur an den Lederrücken erkennen kann, sondern auch riecht. Ich atme tief ein und genieße diesen Augenblick, genieße die Vertrautheit, die in diesem Geruch liegt. Mehr als dreißig Jahre lang habe

ich das eingeatmet, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr. Im Jahr 1962 habe ich zusammen mit Rosalind ein kleines Antiquariat eröffnet, sieben Jahre nachdem wir uns kennengelernt, fünf Jahre nachdem wir geheiratet hatten. Wir sind damit nicht reich geworden, aber darum war es uns auch nie gegangen. Die Jagd nach alten, seltenen Büchern, die Freude darüber, wieder ein Schmuckstück gefunden zu haben, die Ehrfurcht, eine Erstausgabe, vielleicht noch mit Widmung, in Händen zu halten – all das wurde uns zu einem Lebensinhalt. Wir haben es nie bereut.

Der absolute Höhepunkt für Rosalind war aber, wie konnte es auch anders sein, alles, was mit indianischer Literatur zu tun hatte. Dass es so etwas überhaupt gab, eine indianische Literatur, die sogar eine historische Tradition hatte, hatten wir beide nicht gewusst. Bis zu jenem Tag im Mai 1968. Rosalind durchsuchte eine Kiste mit Büchern, die sie bei einer Auktion erstanden hatte. Plötzlich stand sie vor mir, mit aufgerissenen Augen, in ihren Händen ein kleines vergilbtes Buch: die erste von einem Indianer geschriebene Autobiografie. Die Lebenserinnerungen von Black Hawk, verfasst 1833. Sein unglaublicher indianischer Name war Ma-ka-tai-me-she-kia-kiak, ich musste ihn auswendig lernen, Rosalind bestand darauf. Nach diesem Fund kannte sie kein Halten mehr: Sie suchte alles, was je von einem Indianer geschrieben worden war oder mit Indianern zu tun hatte, und sie fand vieles.

Bald war ein Drittel unseres Antiquariats für indianische Literatur reserviert, wir wurden eine der ersten Adressen, wenn es darum ging, schriftliche Zeugnisse der Indianer ausfindig zu machen. Rosalind bekam Einladungen von Universitäten, Anfragen aus ganz Amerika, schließlich auch aus Europa und Asien. Das war lange nach ihrer ersten naiven Indianerphase, in der sie mich zu der angeblichen Tochter von Spottet Elk geführt hatte. Sie wurde eine anerkannte Expertin auf dem Gebiet der india-

nischen Literatur. Mehr als ein Mal verirrten sich Forscher und Studenten in unser kleines Antiquariat. Und immer war da dieser Geruch, dieser unverwechselbare Geruch, den alte Bücher verströmen und der jetzt im Landesarchiv in Innsbruck Erinnerungen und längst vergangene Szenen in mein Bewusstsein zaubert: Rosalind über eine Kiste mit Büchern gebeugt, Rosalind mit einem alten Schmöker am Fenster sitzend, Rosalind in einer angeregten Diskussion mit einem Kunden, Rosalind, die mir mit einem triumphierenden Blick ein seltenes Exemplar reicht, Rosalind, Rosalind.

Die Bücher, das war unsere gemeinsame Leidenschaft. Meine Faszination für Lawinen und Lawinenkatastrophen hat Rosalind hingegen stets belächelt – bis zu unserem Winterurlaub im Jahre 1963. Dieser Urlaub ist eine der lebendigsten Erinnerungen, die ich habe. Und die Bilder, die dabei aus meinem Inneren steigen, sind auch schwarz-weiß. Aber das habe ich Rosalind nie erzählt. Ich wollte nicht noch einmal ihren Spott hören.

Wir wollten damals in einem kleinen Nest in den Rocky Mountains Skifahren lernen. Das war Rosalinds Idee gewesen: »Du bist Österreicher, also musst du Ski fahren können.« Mein schwacher Protest, »ich bin in Wien aufgewachsen, nie auf Skiern gestanden«, interessierte sie nicht, sie hatte noch nie etwas übriggehabt für logische Begründungen.

Als wir in diesem schneereichen Winter aus dem Bus in den Rocky Mountains stiegen, schlug uns der Wind mit seiner kalten Hand ins Gesicht, und ein großer schwarzer Vogel strich mit einem heiseren Schrei direkt über unsere Köpfe hinweg, sodass wir uns instinktiv duckten.

»Was für eine Begrüßung!«, lachte Rosalind.

Ich gab keine Antwort. Es gibt Momente, Orte, die dir Angst machen. Du weißt, dass da etwas ist, das auf dich wartet, gesichtslos, namenlos, jenseits aller Begriffe, jenseits aller Konturen, und doch, es ist da, du spürst es, und du weißt nur eines: Es ist nichts

Gutes. Dieses Gefühl beschlich mich, als wir aus dem Bus stiegen. Meine Augen suchten in der einbrechenden Dunkelheit nach Sicherheit, nach dem Hotel, das uns aufnehmen würde, nach Personal, das uns erwartete, nach irgendetwas, das dieses unguete Gefühl vertreiben könnte. Doch da war nichts: Der Parkplatz lag hinter dem Hotel, das uns nur seine Rückseite zudrehte. Wir nahmen, so wie die anderen, unser Gepäck und gingen, die Schultern gegen die Angriffe des Windes hochgezogen, rund um das Hotel zum Eingang. Direkt vor dem Gebäude ragte ein steiler Hang auf, in der Dämmerung war es nicht möglich zu sehen, wie hoch er hinaufreichte. Mannshohe Schneewände säumten den Weg, und wenn es möglich ist, dass etwas in der Dämmerung noch Schatten werfen kann, dann taten sie es. Wir schwiegen. Erst als wir durch die Tür in das Hotel traten, in eine andere Welt, in der der Wind keinen Zutritt hatte und Schneewände keinen Schatten werfen konnten, löste sich die seltsame Beklommenheit. Erste Worte wagten sich in die Stille, da und dort Gelächter, wir kamen an.

Ich schlief schlecht in dieser ersten Nacht. Wind war angekommen, starker Wind. Ich hörte das Heulen des Sturmes, hörte, wie er seine verzerrten Melodien auf den Stromleitungen spielte, wie seine Böen an den Fensterläden rissen, sah in dem trüben Licht, das eine einsame Straßenlampe vor unserem Fenster verbreitete, dass es angefangen hatte zu schneien. Ich sah die Schneeflocken tanzen, sah immer weiter in die Höhe wachsende Schneewände, die sich in schwarz-weiße Bilder verwandelten, Bilder vom Winter des Terrors, sah Menschen mit langen Stangen Lawinenkegel absuchen, mit Schaufeln sich einen Weg bahnen, mit Blumen ihre Trauer durch den Ort tragen. Bild auf Bild tauchte auf aus meinem inneren Album, eine Welt in Schwarz-Weiß.

Am Morgen hatte der Wind nachgelassen. Der Schneefall nicht. Unser Skilehrer ließ sich davon nicht aufhalten. Nachdem

wir uns passende Schuhe, Skier und Stöcke ausgesucht hatten – »alles im Preis inbegriffen«, flüsterte Rosalind stolz –, gingen wir. Es war längst nicht mehr so kalt wie gestern, aber bewölkt, und die dicken Schneeflocken gestatteten auch jetzt meinen Blicken nicht, dem steilen Hang vor dem Hotel bis zu seinem Anfang zu folgen. Dafür folgten wir unserem Skilehrer auf einem schmalen, freigeschaufelten Weg, der direkt zu einem Schlepplift führte. Die Schneewände rechts und links von dem Weg waren über zwei Meter hoch, wenn man sich nicht genau in der Mitte hielt, streifte man sie mit den Schultern, was mir jedes Mal ein Schaudern durch den Körper jagte. Ich versuchte mich auf Rosalind zu konzentrieren, die vor mir ging, die rechte Hand an den Skiern über ihrer Schulter, in der linken Hand die beiden Stöcke, genau wie ich, versuchte mich auf die Farben zu konzentrieren, die Farben ihrer Mütze, Rot und Blau, die Farben ihrer Jacke, Rot mit dunkelgrauen Streifen, die Farben ihrer Skier, Rot, Schwarz und Grün, baute mir aus diesen Farben eine bunte Mauer gegen die schwarz-weißen Bilder in meinem Inneren und rannte fast gegen Rosalind, als diese stehen geblieben war und den Kopf über die Seite zu mir wandte.

»Das ist doch wunderbar romantisch! Findest du nicht?«

Zum Glück erwartete sie keine Antwort, und ich war froh, schon kurz darauf diesem engen, weißen Schlund entkommen zu sein und mich unterhalb der Skipiste auf das Anschnallen der Skier, auf die ersten Stehversuche, auf die ersten zaghaften, von den Stöcken angeschobenen Fahrversuche konzentrieren zu können. Das Lachen von Rosalind, die Anweisungen des Skilehrers, das Rattern des Schleppliftes, entfernte Rufe anderer Skifahrer, der wieder auffrischende Wind, der stärker werdende Wind, der Wind, der uns wieder mit seiner kalten Hand ins Gesicht fuhr, Rosalinds Lachen in der Luft zerfetzte, die Anweisungen des Skilehrers zerstückelte und uns schließlich wieder, die Skier über den Schultern, den Kopf eingezogen, in den

weißen Schlund trieb, zusammen mit den anderen auf dem Weg zurück in das Hotel, auf dem Weg zurück in eine Welt, in der der Wind keinen Zutritt hatte und in der Schneewände dich nicht an den Schultern berühren konnten.

Es war das einzige Mal, dass wir in diesem Urlaub auf Skiern gestanden waren. Aber das wussten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Der Sturm wurde stärker in der Nacht. Ein Heulen, Pfeifen, Kreischen war die Begleitmusik, die das friedliche Atmen Rosalinds, die in meinen Armen lag, übertönte. Bis weit nach Mitternacht war ich wach, kämpfte gegen die Bilder, die der Gesang des Sturmes in meinem Innern aufwühlte, kämpfte gegen schwarze-weiße Gestalten von alten Fotografien, die der Wind zum Tanz aufforderte, die mit langen Stangen auf einer weißen Bühne standen und sie in einem gleichbleibenden Rhythmus in den Boden stießen, hinein in das gelöste Haar der Lawine, die mit weißen Fingern nach mir griff.

Das war der Moment, in dem ich aufschrie, und plötzlich war eine Hand auf meiner Stirn, eine Stimme drängte sich beruhigend durch die Symphonie des Sturmes, und ich sah das Gesicht von Rosalind über mir, die Lippen bewegten sich leicht, und ich hörte beruhigende Worte aus ihrem Mund kommen, hörte das Wort »Traum«, und dann »Du«, und dann »Keine Angst«, und ich nickte, immer wieder, immer wieder nickte ich, bis Rosalind ihren Kopf wieder auf meine Schulter legte, ihre Hand noch zweimal flüchtig über meine Wange streifen ließ und gleich darauf wieder eingeschlafen war. Wieder sang mir der Sturm sein Lied, vergriff sich an den Stromleitungen, an den Fensterläden, an den Ziegeln auf dem Dach, und erst als der Morgen eine erste leise Ahnung von Licht an die Wände unseres Zimmers malte, schlief ich ein.

Der nächste Tag war vor allem grau. Kein Blick aus dem Fenster schaffte es, mehr als zwei Meter weit ins Freie zu dringen,

bevor ihm die Elemente die Sicht verstellten. Der Sturm wurde stärker, das Heulen, Zischen, Pfeifen zu einem ständigen Hintergrundgeräusch, das man irgendwann kaum noch wahrnahm. Schon beim Frühstück erklärte uns der Skilehrer, dass heute nicht daran zu denken sei, ins Freie zu gehen, und verschwand. Ich habe ihn den ganzen Tag nicht mehr gesehen. Rosalind schien das nichts auszumachen: Sie war gut aufgelegt, fand den Sturm abwechselnd sehr romantisch und sehr spannend und verstand nicht, warum ich so schweigsam war, wieso meine Blicke immer wieder unruhig zu den Fenstern wanderten, weshalb ich in Gedanken ganz woanders war. Ich dachte an den Hang vor unserem Hotel, den steilen Hang, von dem ich keine Ahnung hatte, wie hoch er war, weil das Wetter noch nie den Blick freigegeben hatte. Ich wusste nur, dass da draußen Unmengen von Schnee lagen, dass meine Unruhe mit jeder Stunde stieg und ich kaum in der Lage war, ein vernünftiges Gespräch mit Rosalind oder anderen Personen, die genauso wie wir in dem Hotel gefangen waren, zu führen.

Offenbar war ich der Einzige, der sich Sorgen machte. Alle anderen unterhielten sich, schwatzten, lachten, tranken, zwei jüngere Paare begannen zu tanzen, nachdem auf ihren Wunsch die Musik lauter gestellt worden war. So laut, dass das Wüten des Sturmes übertönt wurde. Das hätte mich ablenken können, tat es aber nicht. Im Gegenteil, es steigerte meine Unruhe nur weiter. Jetzt, so schien es mir, gab es überhaupt keine Kontrolle mehr. Hatte der Sturm aufgehört? Wurde er stärker? Nichts war mehr zu hören als Tanzmusik. Wie auf der Titanic, dachte ich.

Immer wieder verdrückte ich mich aus dem Saal, ging an der Rezeption vorbei auf die Toilette, sperrte mich in eines der Klos ein, riss das Fenster auf und versuchte, aus den Schreien des Windes irgendetwas herauszuhören, irgendeine Tendenz, irgendetwas. Alles schien mir besser als diese Ungewissheit. Rosalind war zunehmend frustriert und zornig, nicht von der Situation

an sich, sie unterhielt sich prächtig an der Bar mit zwei anderen Frauen, sondern wegen mir.

»Was ist los? Verdammt noch mal, was ist los mit dir?«, nahm sie mich auf die Seite. »Du benimmst dich unmöglich! Ist es so schlimm, wenn wir heute nicht auf die Skier kommen?«

Ich schüttelte den Kopf. Rosalind und auch die anderen ahnten nichts.

»Begreifst du denn nicht?«, fragte ich Rosalind.

»Was begreifen? Was denn?«

»Der Sturm, der Schnee, der viele Schnee, der Hang da draußen. Ich habe keine Ahnung, wie weit er raufgeht.«

Rosalind verstand immer noch nicht.

»Schatz, ist mit dir alles in Ordnung? Was soll schon sein mit dem Hang? Wieso musst du wissen, wie hoch er ist?«

»Es ist gefährlich, Rosalind. Gefährlich, da liegt so verdammt viel Schnee draußen, Lawinen, du verstehst?«

Rosalind lachte auf.

»Ach komm schon. Du und deine Lawinen! Diese alte Geschichte mit deinem Cousin.« Sie blickte mich mitleidig an. »Überleg doch mal: Die Einheimischen hier wissen das doch sicher besser? Wenn es hier irgendwie gefährlich wäre, hätten sie uns schon längst rausgeholt!«

Ich nickte, sagte wohl so irgendetwas wie: »Du hast recht, natürlich, du hast recht!« Aber ich war nicht beruhigt, keineswegs, auch nicht, als der Sturm plötzlich nachließ und sich eine gespenstische Ruhe über dem tief verschneiten Land ausbreitete.

Wir gingen früh zu Bett, lagen stumm nebeneinander, Rosalind in meinem Arm, den Kopf auf meiner Schulter, ich spürte ihren Atem an meinem Kinn. Die unnatürliche Stille lastete schwer im Raum, fast hätte ich mir das Heulen und Toben des Sturmes zurückgewünscht. Irgendwann sind wir eingeschlafen. Ich erwachte Stunden später. Rosalind hatte sich auf die andere Seite gedreht. Etwas schien mir auf der Brust zu sitzen, schnürte

mir den Hals zu. Ich schlug die Decke zurück, wollte aufstehen, und in diesem Augenblick hörte ich es: ein dumpfes Grollen, das mich zuerst an einen entfernten Donner denken ließ, aber mich im nächsten Moment traf wie eine Faust.

»Rosalind!«, brüllte ich. »Wach auf!«

Und dann ein Knall, ein Kreischen, ein Splittern, irgendetwas Kaltes schoss mir in den Nacken, schob mich nach vorne. Ich schrie und schrie und schrie, schob mit den Armen den Schnee von mir weg, und plötzlich war alles still, still, erstarrt. Ich stand auf, stapfte über den Schnee, der etwa einen halben Meter hoch lag, auf das Bett zu, flüsterte »Rosalind«, sagte »Rosalind«, flehte »Rosalind«, schrie »Rosalind«, und dann war ich beim Bett, das von der durch das geborstene Fenster hereinstürzenden Lawine nur auf meiner Seite verschüttet war, sah Rosalind aufrecht auf ihrer Seite sitzend, die Decke mit beiden Händen hochgezogen, vor den Mund gepresst. Ich riss ihr die Decke weg, nahm sie in meine Arme, wiegte sie hin und her, Rosalind und Rosalind und Rosalind, und dann, ich weiß nicht, wie lange es dauerte, brach etwas aus ihrem Mund, ein Schluchzen zuerst, dann ein Schrei, und schließlich weinte sie hemmungslos.

Wir hatten Glück, genauso wie alle anderen Gäste, wir konnten alle unverletzt das Hotel verlassen. Es war unser letzter Winterurlaub, nie mehr wieder hat einer von uns den Wunsch geäußert, Skifahren zu gehen.

»... Ihre Unterlagen.«

Verblüfft drehe ich mich um. Ich war so in meine Erinnerungen versunken, dass ich die Schritte des Mädchens nicht gehört habe. Ich gehe zurück zum Tisch, auf den sie bereits einen großen Karton gestellt hat.

»Da ist alles drin«, sagt sie leise, ihre Stimme der Stille im Lesesaal anpassend. Sie nimmt den Deckel vom Karton, greift hinein und zieht ein großes, in Leder gebundenes Buch heraus.

»Sehen Sie«, flüstert sie, »das Manuskript Ihres Cousins!«

Ich atme tief durch, merke, wie sich das Tempo meines Herzschlags erhöht. So nahe dran, so nahe am Ziel, falls es denn in dieser Geschichte so etwas wie ein Ziel überhaupt gibt.

»Hier drinnen sind die Polizeiberichte, die Reste«, sagt sie mit ehrlich bekümmertem Stimme und hält eine gelbe Mappe in die Höhe. »Ich könnte versuchen, also wenn Sie wollen, sie zu kopieren ...?«

»Ja, kopieren, ja ...«, höre ich mich sagen, meinen Blick fest auf das Manuskript gerichtet, das in Reichweite vor mir auf dem Tisch liegt.

»Dann ... viel Spaß!« Sie zuckt bedrückt mit den Schultern, offenbar, weil sie das Wort »Spaß« auch etwas befremdend findet. Aber schließlich wendet sie sich zum Gehen, und ich höre ihre Schritte, als sie durch den Lesesaal davoneilt, dann die Tür, und es ist still.

Irgendwann sitze ich und weiß nicht mehr, wann ich mich gesetzt habe. Meine Finger berühren das Buch, und ich weiß nicht mehr, wann ich meine Arme danach ausgestreckt habe. Ich kann mich nicht überwinden, es aufzuschlagen. Immer noch versuche ich, den wilden Reigen der Bilder in meinem Inneren anzuhalten. Jetzt, nach so vielen Jahren, nach so vielen Jahrzehnten, wirklich hier zu sein, die Chance zu haben, Klarheit zu bekommen, lässt meinen Puls rasen. Auch wenn mir klar ist, dass die Spuren nach diesem halben Jahrhundert nur noch undeutlich sein werden, vielleicht auch gar nicht mehr zu sehen. Auch wenn mir klar ist, dass es diese Spuren, nach denen ich suche, vielleicht nie gegeben hat. Doch jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich schlage das Buch auf und tauche ein in die Welt von Max Schreiber.

SCHREIBERS MANUSKRIFT

I. Der Schnee

Das Rattern des Busses war das Prasseln eines riesigen Feuers, die Fehlzündungen des Motors die Schreie der Menge, und wann immer ein jäher Ruck Schreibers Kopf nach vorne riss, schrak er kurz auf aus seinem Traum, sah die leeren Sitze des Busses, die hinter einer Milchglasscheibe verschwommene Figur des Fahrers, die dunkler werdenden Berge, die wie seltsame Riesen am Fenster vorbeigaukelten, sah die holprige Straße, die sich wie ein Gürtel um den Berg schmiegte, und sank wieder zurück in seinen Traum, in das alles übertönende Prasseln des Feuers.

Schreiber schrie auf. Aber das Prasseln hatte aufgehört, die Schreie der Menge waren verstummt, und die Flamme auf seiner Schulter war die Hand des Fahrers.

»Sie haben geträumt!«

Schreiber nickte, stumm, seine Sprache noch gefangen in seinem Traum, und starrte verwirrt in die dunklen Augen über ihm. Die Hand des Fahrers glitt von seiner Schulter, gab ihm die Möglichkeit aufzustehen, stumm packte er seine Koffer, stumm stieg er aus, das leichte Nicken des Busfahrers eilte ihm hinterher, ohne ihn noch zu erreichen.

Er stand am Straßenrand, reglos, während der alte Bus schnaufend wendete und dem Weg folgte, der ihm voraus ins Tal hinunterlief. Das Fahrzeug wurde kleiner, wurde Silhouette, war dann nur noch Geräusch, schließlich Stille. Schreiber war allein, doch in seinem Inneren spürte er das Vibrieren des alten Motors,

und die Erinnerung an den Traum lief wie eine heiße Welle über seinen Rücken. Vorsichtig erkundeten seine Augen in der hereinbrechenden Dunkelheit das vor ihm liegende Dorf: hingeduckt an die schützenden Hänge, hatte es sich den Bergen über Generationen in die steinernen Leiber gefressen. Häuser, die an den Ufern der Kiesstraße wuchsen und die Menschen den ferneren Augen der Sterne entzogen. Schreibers Blicke folgten ihnen die Straße entlang, bis die Dunkelheit sie verschluckte. Er zögerte, er stand, er schaute. Eine jähe Bö schlug ihm ins Gesicht, irgendwo kreischte ein losgeschlagener Fensterladen in die von einem neuerlichen Windstoß aufgerissene Nacht. Schreiber schauderte. Unschlüssig drückte er sich an die Steinwand eines Hauses. Dann wandte er sich nach rechts, folgte der Mauer, wie schon vor einigen Wochen die Kunde, dass da einer komme, dieser Mauer gefolgt war. Ein Forscher, hieß es, einer, der Bücher schreibe, ein Gelehrter, ein Doktor, sagten die einen voll Scheu, die anderen voll Spott.

Als eine der Ersten hatte die Neubäuerin davon gewusst in ihrem kleinen Laden, der selbst an sonnigen Tagen immer nur im Schatten des riesigen Kirchturms lag. Eines Morgens hatte sie es erzählt, jedem, der es hören wollte, während sie die Butter aus dem Butterfass schöpfte oder die verlangten Schnüre mit seitlich ausgestreckten Armen abmaß. Niemand hatte gefragt, woher sie es wisse. Man fragte nicht, denn es war allen selbstverständlich, dass sich in ihrem Laden nicht nur all die Dinge stapelten, die jeden Montag frisch aus dem Tal heraufgebracht wurden, sondern auch die Neuigkeiten. Ihr Laden lebte davon, und oft wog das Gehörte, das die Leute nach Hause trugen, weit schwerer als das Eingekaufte. Und so hatte sie erzählt von einem, der kommen und den Winter über im Dorf bleiben wolle, ein Forscher, einer, der alles über die Vergangenheit wissen wolle, einer, der ein Buch schreiben werde über diese Vergangenheit, über dieses Dorf und natürlich – und hier sank die Stimme der

Neubäuerin stets auf ein geheimnisvolles Raunen herab – natürlich auch über die Bewohner dieses Dorfes, über euch, wie sie sagte, fest in dem Bewusstsein, dass sie selbst eigentlich etwas anderes war, eigentlich gar nicht in dieses Dorf gehörte, eigentlich eine Frau von Welt war, wenn sie nicht das Schicksal an diesen abgelegenen Ort geführt hätte, nur weil ihr, jung und dumm, wie sie es nannte, die ganze Welt zu leuchten schien aus den Augen eines jungen Bauern, der jetzt ihr Mann war und den die Bitterkeit seiner Frau selbst dann auf die steinigen und steilen Felder trieb, wenn es dort nichts zu bestellen gab.

So hatte auch die alte Brunnhoferin von der Neuigkeit erfahren, auf dem Weg zum Laden, wie immer gebückt, wie immer ein Kreuz auf ihrer eingefallenen Brust schlagend, an der Stelle, an der vor sechsundzwanzig Jahren die Hörner eines rasenden Stieres ihrem Mann die Gedärme zerfetzt hatten. Wie immer an ihrer Seite ihr Sohn, der Bruni, wie er von allen nur genannt wurde, mit seinem blöd lächelnden Gesicht, dem heruntergezogenen rechten Mundwinkel, an dem dauernd ein Speichelfaden hing, und von dem das ganze Dorf wusste, dass er nicht vom Brunnhofer war, wie es die Alte immer erzählte. Dass er vielmehr der Sohn eines böartigen Zufalls war, der die Brunnhoferin kurz nach dem Tod ihres Mannes in die Berge trieb, auf der Suche nach einem entlaufenen Rind, das nicht von der Alm heimgekehrt war, direkt in die gierigen Arme eines rohen Holzfällers, der ihr seine Lust in den fast fünfzigjährigen Leib rammte, aus dem dann, ebenso schmerzhaft, ebenso unvermeidlich, ihr Sohn kroch: Bruni, der Blöde, Bruni, der keine Sätze, nur Namen sagte, Bruni, dem immer Speichel aus dem grimassenhaft schiefen Mund troff und der jetzt wie immer mit seiner Mutter am Arm die drei Stufen zum Laden hinunterging und an ihren Gesichtszügen ablesen konnte, dass es etwas Wichtiges, etwas Außergewöhnliches war, was sie zu hören bekam, etwas, das er nicht verstand, das klang wie Historiker und Wien und Winter.

Und so war das Gerücht durch die Gassen getragen worden, von spitzen Mündern weitergegeben, dem greisen Pfarrer im Beichtstuhl zugetragen, hatte den alten Kühbauer und seine Söhne unter der unbarmherzigen Augustsonne auf einem rot verbrannten Feld überrascht, war an den fleckigen Tischen des einzigen Gasthauses Thema gewesen, während die abgegriffenen Karten durch die Finger wanderten. Durch die Ritzen der Häuser, durch die schmalen Gassen, über die Feldwege, ja, bis weit hinauf zum schneebedeckten Pass, auf dem, als der Sommer schwer zu werden begann, der Hirte das Vieh zusammentrieb, um es ins Dorf zu bringen, auch da war davon geredet worden, dass einer komme, ein Studierter, der sich nicht die Finger und den Rücken krumm machen müsse, am Spaten, am Pflug, an der Sense, an der Zapfen, einer, der davon leben könne, gescheite Sachen niederzuschreiben, einer mit Anzügen aus edlem Stoff, mit einem Radiogerät daheim und mit einer Uhr am Arm.

In der Schule, die nur eine Klasse hatte, hatten es die Kinder flüsternd auf dem Pausenhof erzählt, und selbst die ältliche Lehrerin, die sonst einmal pro Woche mit dem Bus den langen Weg ins Tal fuhr, um sich mit allem Notwendigen einzudecken, weil sie seit Jahren im Streit mit der Neubäuerin lag und ihren Laden nicht betrat, selbst sie konnte eines Tages ihre Neugier nicht mehr verwinden und stieg die drei Stufen zu dem kleinen Laden im Schatten des Kirchturms hinunter, murmelte drinnen verlegen etwas von zu wenig Mehl und musste unverrichteter Dinge wieder abziehen, denn zum ersten und einzigen Male hatte die Neubäuerin jemanden bedient, ohne ein Wort zu sprechen, mit nichts anderem auf den Lippen als einem hämischen Lächeln.

Schließlich aber hatten sich selbst die kühnsten Neuigkeiten der Geschichte erschöpft, vermochten das Interesse nicht mehr und nicht weniger zu wecken als das neugeborene Kalb des Birnbaumers, das am Morgen tot im Stall lag, ohne dass irgendeine

Wunde oder Krankheit festzustellen gewesen wäre. Die Nachricht des Fremden, der kommen sollte, hatte sich abgenutzt, abgesetzt, beruhigt, war zu einer Tatsache geworden: Max Schreiber war angekommen, lange bevor er aus dem Traum hochschrak, lange bevor er benommen aus dem Bus stieg, lange bevor er der Steinwand folgte, dem Weg über den kleinen Platz, an dem flüsternden Brunnen vorbei, während seine Augen die in der Dunkelheit verschwindenden Häuserfassaden nach einer Schrift abtasteten, an die er sich hätte halten können, die ihm gezeigt hätte, dass er hier durch die Türe müsste, hier zu der Wirtin käme, der er sich in einem kurzen Briefwechsel angekündigt hatte.

Als Schreiber endlich vor der Gaststätte stand, zerrte der Wind nicht mehr an seinem Gesicht, und ein loses Blatt Papier, das von den Böen über die Kiesel gerissen wurde, blieb an seinem rechten Fuß hängen, unbeweglich, nur eine hochstehende Ecke zitterte. Schreiber sah auf das Haus, das alte Schild, auf dem die Verwitterung kaum mehr einen Buchstaben preisgab, sah auf die gelben Lichtkegel, die durch die Scheiben in die Nacht fielen. Stimmen drangen gedämpft heraus, in einer seltsamen Art, die Worte zu betonen, die Schreiber Mühe machte, etwas zu verstehen, manchmal ein Lachen. Er fühlte eine eigenartige Befangenheit, ja, mehr noch, fast war es Angst, was ihm schwer auf der Brust lag, und er ertappte sich dabei, wie er den Kopf hin zum Ende der Straße wandte, in der blinden Hoffnung, dort den alten Bus zu sehen, der ihn talwärts bringen könnte, weltwärts, zurück in Bekanntes, Vertrautes.

Energisch schüttelte er diese Gedanken ab, stieg die Stufen zur Tür empor und drückte die Klinke durch. Ein rauchig-gelbes Licht drang in seine Augen, und als ob er mit der Tür nicht nur sich, sondern auch der nächtlichen Stille Zugang verschafft hätte, wurde es ruhig. Ein abgebrochener Satz schien mitten in der Luft zu hängen, und Schreiber hatte das Gefühl, vor einem

Gemälde zu stehen: das gelbe Licht, Stühle, Tische, die Karte, gerade ausgespielt, die sich auf der Tischoberfläche noch drehte wie ein Kreisel, dann zur Ruhe kam, die Köpfe, die sich nach ihm umgewandt hatten, und die Augen, die ihn flackernd anschauten, ihn, den Mann, der unter der Tür stehen geblieben war, viel jünger, als in ihren Vorstellungen ein Historiker wohl war, in den viel zu feinen Schuhen, mit dem viel zu neuen Mantel, den beiden Koffern in der Hand.

Endlich schaffte es Schreiber aus dieser Beklemmung heraus, den ersten Schritt zu machen, ging mit einem leichten Nicken an den Tischen vorbei durch den Raum auf die Theke zu, hinter der ihn eine dicke Frau aus kleinen rot geäderten Augen anstarrte. Erleichtert hörte er in seinem Rücken einen Stuhl rucken, ein erstes Wort, das sich leise in die Stille wagte, das Geräusch von Karten, die wieder auf die Tischplatte geworfen wurden, und endlich ein befreiendes Lachen, in das auch andere einstimmten und damit die für Sekunden stehen gebliebene Zeit wieder in Fluss brachten.

Die Frau reichte ihm über die Theke hinweg ein kleines Heft, auf dem in ungelinken Blockbuchstaben »Gästebuch« stand. Als Schreiber es aufschlug, sah er, dass es leer war. Er nahm den stumpfen Bleistift, der vor ihm auf der Theke lag, und schrieb seinen Namen hinein. Noch bevor er richtig fertig war, entzog ihm die Frau das Heft, hielt es in einer Drehung ins Licht und las die Eintragung gemeinsam mit ihrem hinzugetretenen Mann, der sich seine Hände an einer fettigen Schürze abwischte, einen kurzen, misstrauischen Blick auf Schreiber warf und schließlich billigend nickte. Mit einer kurzen Drehung des Kopfes bedeutete die Frau Schreiber, ihr zu folgen, und führte ihn durch eine enge Tür im hinteren Teil der Gaststube auf einen Gang und eine Treppe hoch, die so schmal war, dass Schreiber einen seiner beiden Koffer vor sich halten musste und dieser bei jedem Schritt, den er machte, gegen sein Schienbein stieß. Als er

sich umdrehte, sah er, dass der Wirt unten in der Tür stand und mit schmalen Augen zu ihm heraufblickte.

Das Zimmer, in das die Wirtin Schreiber führte, lag direkt über der Gaststube, und er konnte die Stimmen und das Gelächter durch die dicken Bohlenbretter hindurch noch hören, als die Frau sich längst zurückgezogen hatte und er erfolglos versuchte, sich in den Schlaf zu flüchten.

Die ersten Tage sah man Schreiber oft bei Spaziergängen durch das Dorf, er folgte den Wegen in die umliegenden Wälder, überquerte die abgeweideten Wiesen, begegnete den Bauern, den Kindern, begegnete neugierigen Blicken, freundlichen Blicken, misstrauischen Blicken. Er versuchte hie und da mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, aber es schien eine seltsame Befangenheit ihm gegenüber zu herrschen, und das Gespräch auf die Arbeit der Bauern zu lenken wagte Schreiber nicht. Zu gering waren seine Kenntnisse, zu fein, zu unverbraucht seine Hände, sodass er sich ihrer bald zu schämen begann und sie in seine Manteltaschen schob.

Für das Dorf wurde es bald zum gewohnten Anblick, dass er durch die Straßen schlenderte, mit den Kindern sprach, die alten, verwitterten Häuser mit einem für die Einheimischen unerklärlichen Interesse studierte, dass er sich Kühen mit einer Scheu und Vorsicht näherte, die hinter seinem Rücken einiges Lachen verursachte. Man gewöhnte sich daran, dass da einer offenbar nicht mehr zu tun hatte, als zu sehen, zu gehen, ein paar Worte zu wechseln und wieder zu sehen und zu gehen. Selbst die Neubäuerin, die Schreiber bei seinen seltenen Besuchen in ihrem Laden auszuhorchen versuchte, erfuhr nichts Neues, nichts über das Buch, nicht mehr über diesen sonderbaren Gast als das, was alle schon wussten: Dr. Max Schreiber, fünfundzwanzig, frisch promovierter Historiker aus Wien mit dem Ziel, den Winter in

den Bergen zu verbringen, um ungestört an seinem Projekt arbeiten zu können. Genaues über dieses Projekt sagte Schreiber nicht. Es sei zu früh, wies er die Fragen der Neubäuerin immer wieder zurück, sodass sich diese genötigt sah, den fragenden Gesichtern ihrer Kunden Lügen aufzutischen, um nicht zugeben zu müssen, nichts Neues zu wissen. So machte einmal das Gerücht die Runde, Schreiber arbeite an einem Buch über das Leben der Bergbauern; ein andermal wusste die Neubäuerin, dass er sich speziell für die Lebenssituation von jungen Frauen auf dem Berg interessiere, eine Nachricht, der sie stets einen anrühenden Unterton beizumischen verstand. Als all das die Neugier des Dorfes nicht mehr befriedigen konnte, erzählte sie eines Tages, dass Schreiber ein geheimer Beauftragter der Regierung sei, der ein Verbrechen aufklären solle, das schon viele Jahre zurückliege und in das möglicherweise Leute aus dem Dorfe verwickelt seien. Mehr, so endete die Neubäuerin mit triumphierendem Blick, dürfe sie nicht sagen.

Schreiber genoss in diesen Tagen die Ruhe, die Strahlen der Herbstsonne, die zumindest um die Mittagszeit noch einige Wärme zu bieten hatten, und er war seltsam angetan von dem eigenartigen Blau, in das die Ferne getaucht war. Erst allmählich lösten sich die Eindrücke der letzten Tage in Wien von ihm ab, als er seinen Freunden von seinem Plan erzählt hatte und das erntete, was er erwartet hatte: Spott und Unverständnis, die seltsam forschenden Blicke, die man einem Bekannten gewährt, der plötzlich etwas so augenscheinlich Unsinniges tut. Einen Roman zu schreiben, er, ausgerechnet er, Max Schreiber, Historiker, der während des Studiums gegen jedes literarische Element in Geschichtsbüchern angekämpft hatte, der Fantasie als den schlimmsten Feind eines Wissenschaftlers bezeichnete, stets das Hohelied auf den Verstand, die Ratio, die Vernunft sang; ausgerechnet dieser Max Schreiber wollte einen Roman schreiben? Und nicht genug damit: Er ließ alles zurück in Wien, was noch zurück-

zulassen war, Wohnung, Arbeit, Freunde, um in einem kleinen Ort in den Bergen, dessen Name so unbekannt war, dass ihn alle gleich wieder vergaßen, nur um sich dort, wie er sagte, der Atmosphäre seiner Geschichte anzunähern. Er hatte versucht, ihnen zu erklären, was ihn seit geraumer Zeit beschäftigte, seine Gedanken, die er oft selbst kaum ordnen konnte. Dass es vielleicht ein Irrtum war, wissenschaftliche Objektivität als Wahrheit anzunehmen, dass es vielmehr darum gehen müsse, die tieferen Schichten der Wahrheit, das Leben selbst darzustellen, wie es etwa eine gute Fotografie tat, ein guter Film oder eben ein guter Roman.

Ein bitteres Lächeln umspielte Schreibers Züge, als ihm diese Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf gingen, während er von der Bank aufstand, auf der er die Sonne genossen hatte, und sich auf den Weg zurück ins Dorf machte. Aber was hatte ihn noch gehalten in Wien? Nach der »Stunde null«, wie er sagte, mit einem sarkastischen Unterton, der für ihn selbst neu war. In dieser Stunde, als er zum ersten Mal wahrnahm, wie laut die Glocken der Karlskirche schlugen, neunmal, wie laut sie schlugen in diese Stille, die entstanden war, als sie seinem Verdacht und seiner Angst endlich einen Namen gegeben hatte, diesen Namen auf den Tisch legte, neben das abgebissene Schmalzbrot, das vor ihr lag und Schreibers Blick auf sich zog, weil er fasziniert war von der Regelmäßigkeit ihres Gebisses, das sich halbrund in das Brot eingegraben hatte. Alles andere war mehr wie ein Traum, bei dem man sich selbst zuschaut, ohne recht zu begreifen, was da passiert mit diesem Max Schreiber und dieser Frau, die ihm plötzlich so fremd vorkam.

Später die Unbehaglichkeit, nicht weil sie ihm fehlte, wie er sich sehr bald eingestehen musste, sondern mehr, weil er nun verurteilt war, doppelt so viel Platz einzunehmen wie zuvor, doppelt so viel Platz in dieser Wohnung, doppelt so viel Platz in

diesem Leben. Was also hatte er schon zurückgelassen als zu viel Platz, der auszufüllen wäre?

Schreiber schüttelte den Kopf, als könnte er damit diese unliebsamen Erinnerungen loswerden, und beschleunigte seinen Schritt in Richtung Dorf.

An einem dieser Abende fand er sich beim alten Seiler in dessen kleinem Hof ein. Niemand kannte das genaue Alter des Seilers, niemand wusste etwas Genaueres über seine Herkunft. Die Ältesten im Dorf erinnerten sich lediglich an jene lauen Frühlingstage vor so vielen Jahren, jene Frühlingstage, noch im vorigen Jahrhundert, die nach einem langen Winter zum ersten Mal wieder den Weg ins Tal freigaben. Diesen Weg herauf kam ein seltsames Gespann: ein alter gebrechlicher Pfannenflicker, der nie zuvor in dieser Gegend gesehen worden war und mit unsicherem Schritt und keuchendem Atem einem schwer beladenen Esel voranging. Aber nicht die Unmenge von Werkzeugen, Pfannen und seltsamen Geräten, die den Esel fast unter sich begruben, erweckte die Neugier der Leute, ließ sie auf der Straße zusammenlaufen und dem Ankommenden entgegensehen. Die Aufregung verursachte ein kleiner Bub, der mit einem Seil um das rechte Handgelenk an den Esel gebunden war. Er war dürr, barfuß, und seine seltsam starren Augen folgten keiner Bewegung des Alten vor ihm, folgten keinem aus dem Gebüsch aufflatternden Vogel, folgten keiner Krümmung des Weges: Er war blind. Zusammen mit dem alten Pfannenflicker war er für einige Tage die Sensation im Dorf. Wann immer die Frauen ihre kapputten Töpfe und Pfannen zu dem Alten brachten, schauten sie nicht auf die Geschicklichkeit seiner Finger, die als Einziges an ihm vom Alter unberührt schienen, sondern warfen verstohlene Blicke auf das kleine zusammengekauerte Bündel, in dessen erloschenen Augen sie sich nicht spiegelten.

Nach einigen Tagen gab es für den Pfannenflicker nichts mehr zu tun, und so brach der seltsame Tross auf. Voran der Alte,

Schritt für Schritt. An seiner Hand führte er den Esel, und dahinter stolperte der Junge, dessen Hand an das Tier gebunden war und der für Tage in aller Munde gewesen war, ohne ihn selbst jemals zu öffnen. Aber sie gingen nicht weit. Nach einer knappen Stunde griff eine kühle Hand nach dem Herzen des Alten, ließ ihn den Mund aufreißen und einen seltsamen, ja, fast erstaunten Laut ausstoßen. Der Pfannenflicker stürzte mit dem Gesicht voran in die Kieselsteine, deren Kälte und Starre langsam auf ihn übergangen.

Auf dem Weg ins Tal fand am nächsten Morgen noch vor den ersten Sonnenstrahlen ein junger Bauer den blinden Jungen, der sich zitternd an den Körper des Pfannenflickers kauerte, ohne noch eine Spur Wärme von ihm zu bekommen. Der Bauer lud den Leichnam auf den Esel und brachte ihn zusammen mit dem wimmernden Buben ins Dorf zurück. Dort band man den Jungen vom Esel ab, aber als man versuchte, das Seil auch von seinem Handgelenk zu lösen, schrie er gepeinigt auf, ergriff es mit beiden Händen und verstummte erst, als man abließ von ihm. Nachdem sich das über mehrere Tage wiederholte, ließ man ihn in Frieden, schnitt es lediglich in einer Länge von einem halben Meter ab und gewöhnte sich daran, dass der Junge verstummt in einer Ecke saß und immer wieder das Seil durch seine Finger gleiten ließ.

Lange war unklar, was mit ihm geschehen sollte. Niemand wollte einen zusätzlichen Esser, der zudem noch, wie es schien, zu nichts zu gebrauchen war. Erst als man zum wiederholten Mal die wenigen Habseligkeiten des Verstorbenen durchsuchte und dabei auf einen kostbaren Ring stieß, der in der Westentasche eingenäht war, erklärte sich eine Bäuerin bereit, den Jungen aufzunehmen, wenn sie nur den Ring als Gegenleistung bekäme.

So wuchs der blinde Junge heran, und das Einzige, an dem er Anteil zu nehmen schien, waren Geschichten, die abends erzählt wurden, wenn sich die Bauern nach der Arbeit an die kargen

Tische setzten. Erst mit den Jahren bemerkte man ein weiteres Interesse des Heranwachsenden: Seile. Wann immer seine Hände ihrer habhaft wurden, ließ er sie wie kostbare Geschmeide andächtig und mit großer Zärtlichkeit durch seine Finger gleiten. Schließlich entdeckte man, dass er schadhafte Seile, die man ihm zum Spielen gegeben hatte, auf geschickte Art ausbesserte, so wie nur jemand es kann, der die Seele der Dinge verstanden hat. So wurde er langsam zum Seiler, der in der Achtung des Dorfes mehr und mehr stieg. Und als wäre ihm mit dieser Anerkennung auch eine Zunge geschenkt worden, begann er zu reden, begann zu erzählen. All das, was ihm seine Ohren in all den Jahren zutragen hatten, hatte sich unauslöschlich in sein Gehirn gebrannt, ohne je von der Flut der Reize abgelenkt zu sein, die andere über ihre Augen aufnehmen. Seine Erzählungen glichen seinen Seilen: Anmutig und ohne je abzureißen, fesselten sie den Zuhörer. Er entwarf Welten in schillernden Farben, die nur ein Blinder, der diese Welt nie gesehen hatte, entwerfen konnte. In den ersten Jahren waren es vor allem die Kinder, die sich bei ihm versammelten, später, an windigen Herbstabenden oder an frostigen Wintertagen, kehrten auch die Männer bei ihm ein und griffen mit rauen Händen nach den bereitwillig auf den Tisch gestellten Gläsern.

All das wusste Schreiber nicht, als er, gefolgt von abendlichen Fallwinden, von einem Spaziergang zurückkehrte und von dem auf seiner Bank vor dem Haus sitzenden Alten hereingebeten wurde. Überrascht, dass dieser ihn gehört hatte, und seltsam abgestoßen von den starren, weißen Augen, folgte er zuerst widerwillig, dann neugierig den Winken des Seilers, setzte sich an den grob gehauenen Tisch und verfolgte fasziniert die Bewegungen des Blinden, der völlig in sich versunken, ohne den Gast weiter zu beachten, seinen Handgriffen mit einer wunderbaren Sicherheit nachging. Kurze Zeit später schwang die Türe wieder auf, gab für einen Moment den Blick auf die stürmische Herbstwelt



Gerhard Jäger

Der Schnee, das Feuer, die Schuld und der Tod
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-571-2

Blessing

Erscheinungstermin: September 2016

Ein sprachgewaltiger Roman über eine unerfüllte Liebe, einen ungeklärten Mord und eine spannende Spurensuche.

Im Herbst 1950 kommt der junge Wiener Historiker Max Schreiber in ein Tiroler Bergdorf, um einem alten Geheimnis auf den Grund zu gehen. Konfrontiert mit der archaischen Bergwelt und der misstrauischen Dorfgemeinschaft, fühlt er sich mehr und mehr isoliert. In seiner Einsamkeit verliert er sich in der Liebe zu einer jungen Frau, um die jedoch auch ein anderer wirbt. Als ein Bauer unter ungeklärten Umständen ums Leben kommt, ein Stall lichterloh brennt und der Winter mit ungeheurer Wucht und tödlichen Lawinen über das Dorf hereinbricht, spitzt sich die Situation dramatisch zu. Schreiber gerät unter Mordverdacht und verschwindet spurlos – nur seine Aufzeichnungen bleiben zurück.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später will ein alter Mann endlich die Wahrheit wissen. Von seinen eigenen Schatten verfolgt, begibt er sich auf Spurensuche in die Vergangenheit.

Raffiniert, voller Rhythmus und Poesie erzählt Gerhard Jäger von der Magie, aber auch von der Brutalität eines Ortes, der aus Raum und Zeit gefallen scheint.



[Der Titel im Katalog](#)